

Eine historische Reminiscenz von Wilhelm Naub.

Wie auch immer Prophezeiungen über den Termin des Weltuntergangs Furcht und Verwirrung im großen Saufen anrichten, — niemals ist dieselbe so nachhaltig, so allgemein gewesen, wie im Jahr 1000 nach Christi Geburt. Das war ein wichtiges Jahr der Krisis für alle abendländischen Nationen. Seit Jahrhunderten hatte man für den Zeitpunkt, wo ein Jahrtausend auf die Erde geht, irgend ein außerordentliches Ereignis, vielleicht eine allgemeine Vernichtung des Menschengeschlechts vorausgesehen.

Das Jahr 1000 nach Christi Geburt war zu Anfang des zweiten Jahrhunderts der erste, der in seinen Werten lehrte, daß nach Wieder-Auflösung des Reiches Jesus Christus seinen fleischlichen Körper wieder annehmen, und daß er dann tausend Jahre auf Erden herrschen würde.

Anfanglich wurde diese Meinung nicht zum Besten aufgenommen. Aber nach und nach verbreitete sie sich immer mehr im Abendland und wurde endlich ein Glaubensartikel. Die christlichen Bewohner dieser Gegenden, besonders Deutschland und Frankreich, hielten es für zuverlässig, daß das himmlische Reich mit dem Jahr Eintausend beginnen werde.

Je näher dieser Zeitpunkt rückte, um so größer wurde die allgemeine Karube und Entmutigung. In Erwartung eines so furchtbaren Ereignisses gab man mit angelegentlichster Aufmerksamkeit auf Alles Acht, was eine Vorausbestimmung desselben zu sein schien. Die Chronikschreiber haben mehrere solcher Andeutungen mit großer Sorgfalt aufbewahrt.

Es geschah, daß man im Jahr 996 im Meer außerordentliche Bewegungen merkte, in Folge derselben ein Walfisch auf die Küste von Berneval (in der Normandie) geflüchtet wurde; anderer Umstände nicht zu gedenken.

Im Frühling des folgenden Jahres erschien ein Komet im Osten auf der Stelle, wo das Thier der Apokalypse verfinstert soll.

Im Winter des Jahres 999 fiel ein so tiefer Schnee, daß in mehreren Gegenden die Hüften der armen leibigen Bewohner davon gänzlich bedeckt waren, und daß Hirten samt Herden umkamen. Es regnete sodann ununterbrochen drei Monate lang, veragelt, daß alles Getreide im Wasser verard, und daß auch überall die Hungersnoth groß war.

So verkündete sich das Jahr des Millenniums. Die Reiche hatten ihre Anwälte, wie die Elemente. Man sah zu gleicher Zeit einen Papst auf St. Peters Stuhl und einen Gegenpapst in Rom, und einen Kaiser in Frankreich.

Dieser letztere war Robert, ein frommer, ruhiger, von Herzen reiner Mann. Der Manntrahel des Papstes wurde gegen ihn geschleudert, weil er sich mit seiner Gvatterin vermählt. Papst Gregor ercommunizierte ihn, wonach sich die ganze Christenheit gegen ihn erhob. Von Jedermann verlassen, versank er in das tiefste Elend.

Je näher das Jahr Eintausend rückte, desto größer wurde die allgemeine Furcht, um so stärker die allgemeine Frömmigkeit. In Erwartung himmlischer Freuden oder Strafen wendete man sich immer mehr ab von irdischen Genüssen, vergänglichem Gütern. Man meditierte über die Heilige Schrift, vorzüglich die Offenbarung Johannes, und Kirchen und Klöster wurden reich durch die Schenkungen der Gläubigen, die sich die Summe des Himmels verdienen wollten.

Vielfältige Verheerungen, unsehbare Beiden, sagen die Chroniken jener Zeit, beschleunigen, daß der Welt Ende nicht mehr fern sei. Unwiderrlegbare Andeutungen verkündeten es, und um der Ungläubigen Zerschmetterung zu verhüten, ist der Augenblick erschienen, wo des Evangeliums Prophezeiungen in Erfüllung gehen werden.

Endlich! Mitten in diesem Entsetzen, in diesen angeblichen Wundern und Zeichen erschien der erste Tag des Jahres Eintausend. Vergebens würde man die Angst beschreiben, mit der die abendländischen Christen ihn begrüßten. In jeder Minute, in jeder Stunde erwartete man das entscheidende Zeichen des Weltunterganges.

Indessen ging der Neujahrstag ruhig vorüber. Auch die nächstfolgenden Tage brachten kein besonderes Ereignis. So verstrichen Wochen, Monate. Aber die Verwirrung, statt sich zu schwächen, wurde von Tag zu Tag heftiger. Die Fastenzeit wurde in tiefer Andacht und inbrünstigen Gebeten zugebracht. Kinder, Greise, Jedermann unterwarf sich den strengsten Kasteiungen. So nahe des Heilands Todesstag und nicht ohne Entsetzen sah man ihn kommen. Denn an ihm soll endlich das große Verbrechen vollbracht werden.

Am Gründonnerstag Abend, sagt die Chronik von Eoiffons, entfuhr ein mächtiger Feuerball dem geöffneten Himmel und lenkte sich langsam zur Erde nieder. Alle Häuser waren verschlossen. Viele

Personen schliefen oder waren im Gebet. Aber das Licht war so stark, daß Jedermann davon geblendet wurde, auf freiem Felde sowohl, als in den verschlossenen Häusern, indem es die kleinsten Öffnungen durchdrang. Gleich nachher wurde der Himmel heiter und klar, während der Feuerball die Gestalt eines Drachen annahm. Sein Kopf vergrößerte und verlängerte sich, seine Flügel wurden bläulich. Nach einigen Sekunden war die Erscheinung vollkommen verschwunden. Viele hundert Wachsfiguren wurden vor dem Reliquienkasten der Heiligen angezündet. Man schrieb die Vision der Sterbenden in allen Kirchen. Niemand an den Orten, wo man das Wunder gesehen, wollte schlafen. Die Nacht wurde in Gebeten zugebracht, Tags darauf Prozessionen veranstaltet, die 7 Hüßpalmen gesungen und die Litaneien der Heiligen, die Gläubigen trüben nieder, umarmten sich, weinten und beteten gemeinschaftlich.

Schon sanken die Blüten und der Sommer, auf dessen Früchte und Berggängen man nicht mehr gerechnet, kam. Nichts redigiertere mehr die Besorgnis, und die Schwermüdigkeit verminderte sich in dem Maße, als die Gefahr sich entfernte, bis plötzlich ein neues Wunder sie wieder härtete.

Im September erschien im Westen ein großer Komet. Man war uneinig, ob man ihn als eine neue Sonne oder als einen alten Stern betrachtete, oder als sich wieder entzündet um die Erde zu erschrecken. Um dieselbe Zeit wurde von Kaiser Otto Karls des Großen Grab zu Aachen entdeckt. Der verstorbene Monarch lag nicht ausgebreitet in einem Sarge, sondern lag auf einem Stuhl, mit der Krone auf dem Haupte, mit Schwert und Reichsapfel in den Händen.

So verging das Jahr Eintausend der christlichen Zeitrechnung, doch nicht die abendländische Voraussetzung, welche man darauf begründet hatte. Noch mehrere Jahre verstrichen, bevor man sich überzeugte, daß das Ende der Welt noch nicht so nahe sei, als man geglaubt.

Nach dieser Krisis schien die Erde neues Leben zu gewinnen. Sie erholte sich allmählich, wie das Land nach einem Gewittersturm bei den ersten wärmenden Sonnenstrahlen. Die milden Stürmungen mehrten sich. Eifrige Frömmigkeit mußte sie mit allen Formen zu befeiden, von den zur Verberung der Reisenden auf hohen Bergübergängen gegründeten Hospizen bis zu den Armen- und Krankenhäusern in den Städten, von den gotischen Hauptkirchen mit ihren mehrere hundert Fuß hohen Glockenthürmen bis zu den kleinsten Kapellen und Bethäusern in entlegenen Thalgebirgen.

Erkenntlichkeit erzeugte fast dieselbe Wirkung wie Furcht. Die Klöster füllten sich mit der Bevölkerung des offenen Landes. Die Abteien wimmelten von Mönchen und Priestern. Die Erde, so sagt ein Chronikschreiber, warf ihre beschmutzten Kleider von sich und hüllte sich in der Kirche weißes Gewand.

Eine Revolution.

Sie machten auch eine Revolution um ihr gutes Recht, die Einwohner von Harpstedt, einem hannover'schen Flecken am Rand der Lüneburger Heide, als im Jahre 1848 der Kampf um die Freiheit entbrannt war. Seit einiger Zeit hatte sich — so schreibt man uns — der Amtmann des königlichen Amtes bei dem Bürgermeister des Ortes über die Unsitte der Einwohner beschwert, die Dünghaufen aus ihren Ställen Jahr aus Jahr ein vor den Thüren auf offener Straße aufzuschichten und stellten den Antrag auf Abschaffung. In Folge dessen erließ der Bürgermeister eine entsprechende Verordnung. Die Harpstedter waren sehr erzürnt, gehorchten aber, obgleich murrend und mit tiefem Groll. Die Dünghaufen verschwanden nach und nach. Als aber die Kunde von der neuen Pariser Revolution durch die Lüneburger Heide drang, ergriff ein neuer Geist auch die Bürger in Harpstedt, sie rotteten sich eines schönen Tages zu Hunderten zusammen und zogen lärmend und tobend vor die Wohnung des Bürgermeisters, der ihnen entsetzt entgegen trat und jätternd nach Willen und Wunsch der Aufwührer forschte.

Wir wollen den Mist wieder vor unsern Thüren haben! schrien die Aufständischen.

Ja, in Gottes Namen ja, sprach der Bürgermeister. Und was weiter, liebe Kinder?

Weiter nichts als die Freiheit, unsere Misthaufen hinzubringen, wo es uns beliebt, und damit basta!

Der Bürgermeister erklärte noch einmal, daß die betreffende anstößige Verordnung wegen der Misthaufen damit aufgehoben sei; die Dünghaufen Revolutionäre brachten ihm ein Lebehoch und gingen ruhig wieder in ihre Häuser.

Die Trauerfeier.

Sepp: „Ja, Herr Oberförster! Gestern hab'n mer halt unsern Hans 'naustrage. (Seufft.) Und a schöne Reb' hat der Herr Wäxer g'halte — a hab' wohl an ihm tollt endlich das große Verbrechen vollbracht werden.“

Die Geschichte eines Rißstifters.

Die Nachricht von der jüngst in Sibirien erfolgten Verhaftung Degaeis, des allmächtigen Chef der geheimen Polizei in Petersburg, war, rufft die Erinnerung nach an die blutige That, die sich unter Umständen vollzog, daß man ihre Einzelheiten und ihre Vorgeschichte für die Erfindung einer blühenden literarischen Phantasie halten müßte, wenn nicht das Ganze durch das nächstbeste geschichtliche Material als einfache Wahrheit unter Beweis gestellt wäre. Hier das, was die Alten erzählen: Im Jahre 1880 diente Degaeis als Hauptmann in der russischen Garde. Gallertiger Charakter, werthlos er mit Rißstift, und eines Tages stand er gar an der Spitze eines Komplotts. Das Komplott wurde entdeckt und Degaeis zum Tode verurtheilt. Gelassen erwartete er demgemäß sein Ende, als eines Nachts die Thüren seiner Zelle mit lautem Geräusche geöffnet wurden. „Hi! das sind die Henter!“ sagte der Berathigte. Aber es war nur der Chef der Geheimpolizei, der Gendarmenoberst Soudieitin, ein alter Regimentskamerad Degaeis. „Guten Tag, Degaeis!“ — „Mein letztes Verhör, nicht wahr?“ — „Nein, Degaeis,“ erwiderte Soudieitin und nimmt gemüthlich neben ihm Platz. „Du irrst dich, ich überbringe dir die Begnadigung des Kaisers.“

Der freudige Schreck machte Degaeis zunächst ganz laßungslos. Als sich der Gesang wieder gelosmet, fragte er: „Und was verlangt man von mir dafür?“ Soudieitin war kein gewöhnlicher Polizeimann. „Nichts... absolut nichts!“ erwiderte er. „Du bist frei, und nun lomm mit mir nach meiner Wohnung, dort können wir weiter plaudern.“ Zu Hause sagte der Oberst zu Degaeis: „Erinnerst du dich unserer Freundschaft? Diese war's, welche dich gerettet. Persönlich habe ich die Gnade des Kaisers angefleht, ich habe mich verbürgt, daß du nicht die alten Geschichten wieder ansfangen wirst, und der Zar, der mich mit seiner Freundschaft beglückt, hat mir den Kopf eines Freundes nicht verweigert.“ Degaeis dankte seinem Retter zu Füßen und betheuerte unter Thränen, daß er mit dem Vergangenen für immer brechen werde. „Aber was wirst du jetzt thun?“ fuhr der Oberst nach dieser Gefühlsregung fort. „Dein Wiedertritt in das Regiment ist unmöglich. Ich wüßte nur einen Ausweg, willst du mein Sekretär werden? Dann wird dein Brot wiederhergestellt sein, und zwar im Gendarmenkorps, in welches du damit eintreten würdest. Wir werden gemeinsam arbeiten... doch überlege dir dies Alles... ich will dich nicht zwingen, meinem Rath zu folgen.“

Degaeis, voller Dankbarkeit für seinen Retter, nahm an. Soudieitin hatte diesen Feuerkopf richtig taxirt. Einmal Mitglied der Geheimpolizei machte er auf die Rißstift mit dem nämlichen Eifer Jagd, welchen er einige Monate zuvor bei der Herstellung von Bomben an den Tag gelegt. Er wurde der Schreden seiner frühern Parteigenossen, von denen 20 durch ihn dem Henter überliefert wurden, während die Zahl der nach Sibirien Verbannten sich gar nicht genau bestimmen ließ. So erlangte Degaeis das volle Vertrauen seines Chef. Dieser aber hatte bei seinen Berechnungen doch einen Faktor vergessen: Die Neue. Von ihr gepackt, suchte Degaeis eines Tages einen berühmten Rißstiftler aus, den er nicht verrathen, warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn bei der alten Freundschaft, ihm den Weg zu zeigen, auf welchem er wieder die Achtung der frühern Parteigenossen erlangen könne: „Ermorde Soudieitin!“ sagt der Rißstift. Degaeis bittet um einen Tag Abtheilzeit: Am nächsten Tage schwört er, daß noch vor Ablauf eines Monats sein Chef zu leben aufgehört haben werde.

Man muß wissen, wer Soudieitin war, um das Interesse der Rißstiftler für seine Beseitigung zu ermessen. Niemand hat es einem mit unumstößlicher Vollmacht ausgestatteten Polizeimann gegeben. Er hing nur dem Namen nach von der dritten Abtheilung ab, er hatte keine eigenen Agenten, die nichts mit der Staatspolizei zu thun hatten, und auf der kaiserlichen Bank konnte er über jede Summe verfügen. Er besaß in verschiedenen Stadtvierteln Quartiere. Dasjenige, in welchem er sich allabendlich mit Degaeis traf, befand sich in dem dritten Stockwerk eines alten Hauses, dessen Charakter aus kleinen Bürgern bestehende Bevölkerung nicht wußten, wer der einfache in Zivil gekleidete Mann wäre. In dieser Wohnung also sollte er fallen. Zwei Rißstiftler, Degaeis's Helfer, hatten es ausgemittelt, daß die an das Soudieitin'sche Logis stoßende Wohnung des Nachbarhauses leer stand. Schnell ward diese Wohnung gemiethet, und nun begannen die beiden Rißstiftler die Trennungswand vorzüglich zu zerstören, bis sie so dünn war, daß ein einziger Hammer Schlag eine weite Bresche legen konnte. Nur wurde der Tag der Ermordung festgesetzt, auf das mit Degaeis verabredete Signal schlugen die beiden Berserker die Wauer ein und nach heftigem Kampfe erlag Soudieitin den drei Wörtern.

Durch das Nachbarhaus entwanden eine halbe Stunde später die Rißstiftler, nachdem sie sich verkleidet, auf die Straße und eilten nach dem geheimen

Local, in welchem eine große Zahl der Parteigenossen sie mit Spannung erwarteten. Erst am nächsten Tage wurde der Mord entdeckt, als den vor dem Hause patrouillierenden Agenten die Zeit doch zu lange währte, daß ihr Chef sie zur Empfangnahme von Befehlen vor sich beschicken ließ. Die beiden Rißstiftler welche vom Nachbarhause aus operiert hatten, wurden später verhaftet und zu lebenslänglicher Zwangsarbeit nach Sibirien geschickt. Degaeis aber blieb verschunden, trotzdem die Regierung mit Anschlag seiner Photographie in allen russischen Städten verfahren ließ, daß 10,000 Rubel demjenigen gebührt, der Degaeis lebend einfinget, 5000 Rubel demjenigen, der ihn todt überbrächte. Doch erst jetzt nach acht Jahren, nachdem er vom Auslande unter falschen Namen nach Rußland zurückgekehrt, hat ihn sein Schicksal erreicht.

Erinnerungen an den Prinzen Napoleon.

In den vor Kurzem veröffentlichten Erinnerungen des Barons de Gasse, der in den Jahren 1849—53 Hülfsadjutant des Erlkönigs von Westfalen war, finden wir bemerkenswerthe Mittheilungen über den verstorbenen Prinzen Napoleon, die, wenn ich auf richtiger Beobachtung des Verfassers beruhen, ein ebenso anhängliches Zeugnis für dessen Charaktereigenschaften wie glänzendes für seine vielseitige geistige Begabung abgeben.

Als der Baron es im Jahre 1849 auf Veranlassung des Erlkönigs unternahm, eine Geschichte des silesischen Feldzuges der Jahre 1806 und 1807 zu schreiben, bot ihm der Prinz Napoleon seinen Rath und seine Hilfe dazu an, und er schreibt darüber: Der Prinz und ich hatten in einer kleinen Wohnung im Invalidenhaus zu diesem Zwecke mehrere Zusammenkünfte, wobei mir Gelegenheit gegeben wurde, die bewundernswürdige Denkmäher meines Mitarbeiters, seine außerordentliche Einsicht, die Leichtigkeit, mit der er im Nu die schwierigsten Fragen löste, und die energische Bestimmtheit seines Stils kennen zu lernen. Der Prinz eröfnete mir immer neue Horizonte für die Art und Weise, einen Gedanken klaren und scharfsinnigen Ausdruck zu geben. Die paar großen Eigenschaften, die man mir als Schriftsteller zuschreibt, verdanke ich dem großen Theil ihm, und in dieser Beziehung möchte ich unter seinem schätzbaren Einflusse solche Fortschritte. Niemals hatte ich bis dahin und niemals auch seitdem einen Menschen mit einem gewaltigeren und außerordentlichem Verstande kennen gelernt.“

An einer anderen Stelle seines Buches giebt der Gasse eine Charakteristik von dem Prinzen, die diese Auffassung seiner geistigen Beantlagung bestätigt, aber in rein menschlicher Beziehung so unangenehm wie möglich für ihn lautet. „Der Prinz Napoleon ist nach meiner Ansicht einer der klügsten, aber auch einer der lasterhaftesten Menschen, die je gelebt haben“, schreibt der Baron. „Schriftsteller von großem Verdienst und ein sehr hervorragender Redner, wußte er, indem er sich umfassender Kenntnisse rühmen konnte, in kurzer Zeit die schwierigsten Fragen auseinander zu setzen und sich die abstraktesten Dinge angeeignen. Aber dabei war er selbstsüchtig, geizig, ohne Menschlichkeit, ohne Herz, aller edlen Empfindungen bar und liebte nur seinen Vater, dessen Autorität er auch allein anerkannte und dem er unter allen Umständen gehorchte.“

Ueber die pekuniären Schwierigkeiten, unter denen der Prinz und sein Vater zu jener Zeit zu kämpfen hatten, liest man in dem vorliegenden Buch: „Damals war der alte König sehr arm, da er auf sein Einkommen als Gouverneur des Invalidenhauses (45,000 Franken) angewiesen war. Sein Sohn, der als General der spanischen Armee, aber fast unverzüglich wieder zurückberufen war, weil er seine ferneren Aufenthalte am spanischen Hofe unmöglich gemacht hatte, sah sich auf eine Pension von 30,000 Fr. beschränkt, die er von seinem Onkel, dem König von Württemberg, erhielt. Aber auch diese Unterhaltsquelle wußte er sich nicht lange zu bewahren, denn seine lächerlich vorgezeichneten politischen Anschauungen hatten ihn dazu getrieben, einen Brief an seinen Onkel als „Bürger Bonaparte“ zu unterzeichnen, worauf der König von Württemberg jene Pension entzückte, indem er ihm antwortete, daß er ein Demokrat von seiner Art doch kein Geld von einem Tyrannen wie ihm annehmen könnte.“

Nach ein Urtheil.

Denken Sie nur, Auguste, ich habe ein Gedicht an die Redaction des Frauenblattes geschickt, die hat es abgedruckt und sendet mir nun das Honorar.“

„Aber, Fräuleinchen, Sie haben wirklich mehr Glück als Verstand!“

Der große Chirurg R. ist Hypochonder.

„Mir macht nichts mehr Freude“, sagt er eines Tages zu einem Berufsgenossen; „nicht einmal mehr das Abschneiden eines Armes oder Beines.“

Im Hotel.

Eine junge Berlinererin erzieht sich, Modell zu stehen. „Als was denn, mein liebes Kind?“ fragt sie der Bildhauer. Da schlägt die Schöne verwirrt die Augen nieder und lispelt: „Für überbaut.“

Gamb- und Landwirthschaftliches.

Kartoffelpuffer. Große Kartoffeln werden roh geschält und gerieben, dann fägt man 2 Eier, eine feingehackte Zwiebel, einen Schuß Rum und das nöthige Salz hinzu und durchrührt es gut. Zum Baden auf lebhaftem Feuer verwendet man ausgelassenen Speck. Man legt 3—4 kleine Puffer (ein Löffel Masse) in eine große Pfanne und läßt sie schön dunkelbrann werden.

Wann kann sie aus dem Rippenstück eines nicht zu kleinen Hammes oder auch aus dem gedachten Fleisch vom Rippenstück und Blatt bereiten, in das man eine abgeschabte, verzürzte Rippe steckt; man bestreut sie mit weißem Pfeffer und Salz, wendet sie im Ei und geriebener Semmel und läßt sie in Butter, worauf man sie als Beilage zu Gemüsen verwendet.

Fleisch schnell weich zu machen. Es ist doppelt unangenehm für Gaumen und Dentel, wenn aus der Schlachter altes Rindfleisch kalt jungen Ochsenfleisch gebracht hat, und des Gastherrn Freude an seinem Beisgericht, Rindfleisch mit Brühkartoffeln, wird sehr beeinträchtigt, wenn er seine Kameradschaft zu sehr anstrengen muß. Das Fleisch von alten Thieren wird durch einen Schuß Kornbrandtwein in lauwarmes Wasser — auf 1 Kilo (2 Pf.) 2 Theelöffel — in 2—3 Stunden weich. Der Geschmack von Fleisch wie Brüh nicht benachtheiligt, da der Alkohol durch das lange Kochen entweicht.

Gelochter Pudding mit Weinleuer.

105 Gramm (3/4 Unzen) Butter wird mit 105 Gr. Zucker gerührt, dann sechs Eigelb daran gerührt, sowie sechs Handvoll Semmelbrösel, 35 Gr. (eine Unze) Weinbeeren, 35 Gr. Rosinen, eine Tasse kalten Rahm, eine halbe abgeriebene Zitrone, zuletzt wird der feste Schnee von sechs Eiweiß leicht darunter gehoben. Hierauf wird eine Puddingform mit Butter ausgefettet, die Masse eingefüllt und drei Viertelstunden im Dampf gelassen. Ist der Pudding fertig, wird folgende Sauce dazu gegeben: 1 Liter (1/2 Pint) Wein läßt man kochend werden, verrührt in dessen vier Eigelb mit 70 Gr. (2 Unzen) fein gestoßnem Zucker recht gut, gießt den kochenden Wein unter beständigem Rühren daran und läßt dann das Ganze so lange auf dem Feuer, indem man es rührt, bis es anfängt, dick zu werden; doch darf es aber nicht.

Eine Suppen-Varietät.

die noch viel zu wenig bekannt zu sein scheint, ist Gerbent. Man kann sie in Körnern kochen, die 2—3 Stunden wie Hülsenfrüchte gekocht und durchgeschlagen werden müssen. Diese Zubereitung erfordert natürlich viel mehr Zeit, als wenn man das Grüntermehl — in jedem besten Materialwaaren-Geschäft erhältlich — nimmt. Für eine Person rechnet man einen Theelöffel voll in kaltem Wasser aufgeweicht und in die kochende Fleischbrühe verrührt; man läßt es 10—15 Minuten nachkochen. Da es einen sehr kräftigen Geschmack abgiebt, braucht man nicht einmal gute Brühe zu nehmen, sondern es genügt von Roastbeef oder anderen Bratenfleisch gebrüht. Giebt man nachher etwas übriggebliebene Bratenfleisch in Fleischextrakt daran, zieht es mit ein oder 2 Eiern ab, so hat man eine der wohlgeschmecktesten und nahrhaftesten Suppen.

Fleischgallert, das sich zur Verzierung von feinen kalten Schüsseln eignet.

Zwei Pfund Rindfleisch von der Vorderbrust, zwei Pfund Kalbfleisch von der Schulter und drei gebrühtes Kalbsfüße werden mit so viel Wasser, daß Alles reichlich davon bedeckt ist, ausgekocht und unter sorgfältigem Ausschäumen zum Kochen gebracht. Nach dem Abgähmen fägt man Folgendes hinzu: eine Flasche Weißwein, eine halbe Flasche Essig, Salz, jungen weißen Pfeffer, mehrere Gewürznelken, einige Lorbeerblätter, einen Selleriewurz, vier Zwiebeln, zwei Wurzen, eine Petersilienwurzel und einige Zitronenschalen, aus denen man die Kerne entfernt hat. Dies Alles läßt man bis auf die Hälfte der Portion einkochen, dann schüttet man die Brühe durch ein feines Haarsieb und läßt sie bis zum folgenden Tage stehen. Nachdem man das Fett sorgfältig entfernt hat, schöpft man das Gallert beifam, damit der Bodensatz zurückbleibt, in einen andern Topf, fägt das etwa noch fehlende Salz und anderes Gewürz, oder auch Essig und Wein hinzu und läßt das Gallert zum Kochen kommen. Sobald es kocht, fägt man den Schnee von drei Eiweiß und die in der Hand feingehackten, reingewaschenen Schalen der drei Eier hinzu und läßt sie so lange mit kochen, bis die Brühe kochig wird. Nun bestreift man eine Serviette mit den Rippen an den vier Beinen eines umgekehrten Küchens und läßt das Gallert in eine Schüssel durchlaufen und erkalten.

Um Kohlbeeren vor Raupen zu schützen, säet man ein jedes Feld Hanfsamen. Diese Einsaatung hält alle Raupen von der Vernichtung der Pflanzen zurück.

Leidlichste Art, Flecken zu reinigen.

Man thut ganz feine Kohlenasche in die Flecken und schüttelt sie recht tüchtig damit aus. Je nach der Fleckigkeit, welche die Flecke verunreinigt, nimmt man kaltes oder warmes Wasser.

Bermischtes.

— Kaiser Karl V. fragte einst den neapolitanischen Philosophen Augustin Silvio de Gessa: „Was haltet ihr wohl für das größte Glück in dieser Welt?“

— Darauf der Denker: „Keine spanischen Soldaten im Quartier zu haben.“

— Doctor: „Liebe Frau, der alte W. ist gerettet, auf den Erfolg darf ich stolz sein.“ Frau: „O, lieber Karl, Du bist ein geschickter Arzt: Dürfte ich Dich nur fünf Jahre früher kennen gelernt, ich glaube gewiß, mein erstes Mann wäre jetzt noch am Leben.“

— Ein berühmter Arzt wird von einer sehr anpruchsvollen Dame zu Rathe gezogen. — „Nun, Madame, wo sehst du?“ fragte er die Leidende. Darauf die Dame (sehr pifft): „Man pflegt mich „gnädige Frau“ anzureden!“ — Arzt: „So! Von dieser Prankeheit kann ich Sie nicht kuriren. Adieu!“

— Noch etwas von silesischen Kriegsgeschichte. Kurz nach dem Ausbruch des Aufstandes telegraphirte Präfect Balmaçeda an den Befehlshaber des „Magelhaens“: „Greifen Sie sofort die Insurgenten vor Juique an.“ Bald kommt die Antwort: „Zweurer Senor, bin untröstlich, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, bin selber Insurgent.“

— Geistesgegrammt. Der bekannte Komiker und Possendichter Johann Reitz, dessen Erfolge sich besonders auf glückliches Extemporieren gründeten, wurde einst kühnlich gerufen. Als er hinter den Kulissen hervortrat, stolperte er und stürzte seiner ganzen Länge nach auf die Bühne. Aber schnell gefaßt, erhob er sich und an die Klampe vortretend, sagte er: „Wann ich so gefallen habe, wie ich gefallen bin, so darf ich mich glücklich schätzen und sage dem verehrten Publikum meinen besten Dank!“

— In Australien trat kürzlich ein bekannter englischer Schauspieler als Wacchet auf. Für die Erinnerungsbüchere brachte er wirkliches Blut, seine Hände damit zu röthen, und der „Requisiteur“ hatte den Auftrag bekommen, aus einer Schlachtere den besondern Saft holen zu lassen. Im Drange der Geschichte aber vergaß dieser die Besorgung. Der bewußte Auftritt kam — sein Blut war zur Stelle. Aber der Tragödie ließ sich aus der Fassung bringen. Kurz entschlossen schlug er den Bergesischen mit der Faust unter die Nase, packte ihn mit der einen Hand beim Kragen und ließ über die andere das Blut rieseln. Dann wusch eine Hand die andere, und seiner pädagogischen Wirkung gewiß, trat der Künstler auf die Bühne.

— Ein entsetzliches Unglück hat sich vor einigen Tagen im Gotthard-Tunnel ereignet. Ein Schaffner war mitten im Tunnel so unglücklich vom Zuge gefallen, daß er mit dem Oberkörper auf die Schienen zu liegen kam und die Räder dem Unglücklichen den Kopf vom Rumpfe schnitten. Als der Vorfall nach Schüssen gemeldet wurde, machte sich sofort der dortige Bahnmeister in Begleitung von zwei Bahnarbeitern mittelst Draifine auf den Weg, um den Verunglückten hervorzuholen. Die Drei hatten die Leiche noch nicht erreicht, da — kaum 100 Meter von ihnen entfernt — bewegte sich ein Zug in schneller Gangart gegen ihre Draifine! Zu spät, um sich zu retten, war im nächsten Augenblick das noch größere Unglück geschehen! In Stücke war die Draifine zerstückert; dem Bahnmeister waren beide Beine abgefahren und seine Begleiter wurden schwer verwundet unter dem Zuge herbeigetragen.

— Von den königlichen „Funken“, den nach den elf Flammensünen im Stadtwappen benannten Soldaten der ehemaligen freien Reichsstadt, erzählt man sich, wie man uns schreibt, allerlei drollige Sachen. Einmal marschirte eine Kompagnie dieser alten Krieger, der Hauptmann voraus, über den Altemarkt nach dem Dom zu. Als der Offizier strammen Schrittes in die Rheingasse kam, wunderte er sich sehr, die kleine Soldaten schon dort zu sehen. Die aber lachten laut, und er allein heranzumarschirte kam, und rief munter: „Meer sin all durch et Behergäcke gegaunge!“

— Als die Avantgarde der im Jahre 1794 in Köln eingehenden Franzosen vor den Mauern der heiligen Stadt erschien, da zog ihr die tapferen königlichen Funken entgegen. Wie aber die Franzosen anfangen zu schießen, riefen die Funken ihnen zu: „Söt ihr wohl dat Scherke op! Seht ihr denn nit, dat he Lüß stonn?“

— Eine ansprechende kleine Geschichte aus dem Leben Windthorst's erzählt Karl Sonntag in seinen 1875 erschienenen Wägenerelebnissen. Er schildert dort die Wittagsstafel im Britisch Hotel im Jahre 1862, als er nach Hannover kam, an welcher auch die eben neuernannten Minister Ertleben, Windthorst und Bameister längere Zeit mitpfeiften, bis sie ihre Familien aus ihren ehemaligen Wohnorten nach Hannover führen konnten. Die Minister waren auch in Hannover dem Wechsel der Erscheinungen nur allzu sehr unterworfen, und eines Tages kam Minister Windthorst zu Tisch mit folgender eben erlebter Begebenheit. Er hatte eine Wohnung mieten wollen; als er aber, mit der Vermietnerin einig geworden, seinen Namen nannte, antwortete die gute Frau: „Dann bitte ich um Entschuldigung! Wenn Sie ein Herr Minister sind, kann ich Ihnen die Wohnung nicht vermieten; ich kann nicht so oft in meinem Hause mit den Mietzern wechseln.“